



Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

5. Lähmung der Flotte.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

sie sich aus den Flußmündungen kaum noch mit Aussicht auf Erfolg entwickeln kann.

2. Die energische Verwendung von Torpedobooten ist meines Erachtens nur möglich, wenn diese mit starken Streitkräften, am Besten mit der ganzen Flotte als Rückhalt, zum Ansaß gebracht werden. Andernfalls treffen sie bald auf überlegene gemischte Streitkräfte, so daß sie nichts erreichen werden. Dagegen bin ich der Ansicht, daß, wenn es uns gelingt, unsere Torpedobootsflottille entweder in der Tagsschlacht oder in nächtlichem Angriff gegen wesentliche Teile der englischen Flotte zum Ansaß zu bringen, wir große Erfolge erzielen werden. Dafür bürgt mir ihre auf jahrzehntelanger Schulung beruhende gute Durchbildung.
3. Das dauernde Liegen unserer Geschwader in den Flußmündungen kann auf die Gefechtsbereitschaft unserer Flotte nicht ohne nachteilige Folgen bleiben. Es fehlt nicht nur dem Flottenverband die Möglichkeit der Aufrechterhaltung seiner taktischen Durchbildung, sondern, ohne daß dem Personal der geringste Vorwurf zu machen ist, muß auch mit Notwendigkeit der glänzende Geist unseres Personals dadurch beeinflusst werden, daß ihm immer mehr die Aussicht auf eine kriegerische Betätigung entrückt wird.

v. Tirpitz.

An den Chef des Admiralstabes der Marine hier.

5

Ich meinte nicht, daß die Schlacht in jedem Fall und an jedem Ort gesucht werden dürfte. Ich wünschte vielmehr, daß die Nordsee-Flotte durch ständige Tätigkeit eine Lage herbeiführte, welche die Engländer näher an uns heranzöge. Entwickelte sich so eine Schlacht aus unserer Initiative, nicht allzu fern von unseren Gewässern, so war auch, namentlich im ersten Teil des Krieges, die Möglichkeit gegeben, daß die Engländer nicht ihre gesamten Streitkräfte vereinigt in die Schlacht setzten. Die Geschichte dieses Krieges, die zu schreiben ich hier nicht beabsichtige, wird zeigen, daß solche Gelegenheiten sich geboten haben. Im Anfang des Krieges hatte sich noch nicht so klar wie später die Lage herausgearbeitet, daß die britische Flotte ihren Daseinszweck schon dadurch erfüllte, daß sie still bei Scapa Flow ruhte. Die öffentliche Meinung der feindlichen Länder hätte es da-

malß den Engländern nicht so leicht gemacht, eine Schlacht zu vermeiden. Schon kleinere Erfolge unsererseits hätten den Feind an uns herangetrieben.

Dazu kam das verhältnismäßig günstige Zahlenverhältnis unserer Schlachtflotte zu der englischen im ersten Kriegsjahr¹⁾. Ferner mußte der fehlerhafte, zwecklos aufreibende Kleinkrieg die Kampffreudigkeit der Flotte herunterdrücken. Wenn auch die moralische Spannkraft unseres Personals bis in das Jahr 1918 hinein aushielt und unsere Seemacht zu jeder Aktion fähig machte, wie vor Ende 1917 bewiesen wurde, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß die planmäßige Unterwühlung durch die unabhängigen Sozialdemokraten, welche das Ende der deutschen Seemacht wie des ganzen Reichs allein möglich gemacht hat, infolge der Untätigkeit der Marine eine gewisse Aufnahmefähigkeit vorfand.

Die Schlachtschiffe waren in oder vor den Flußmündungen, hinter den Sperrren liegend, ohne anschaulichen Zweck und scheinbar endlos angenagelt; der schwere aber eintönig wiederholte Dienst wurde nach fünf- bis siebenjährigem ununterbrochenen Bordleben fast unerträglich. Alle ohnehin kargen Friedensbequemlichkeiten waren aus den eisernen Kästen ausgeräumt. Dabei jederzeit auf dem Anstand, darum wenig Urlaub und kaum je Ausspannung. So wurde mit der Zeit ein Leben, das nur Naturen mit Fischblut nicht niederschlagend fanden, eine Schule der Kritik und ein Nährboden für umstürzlerische Krankheitsträger.

Während aber, einem fundamentalen Grundsatz der Disziplin entsprechend, namentlich bei großen Aufgeböten die Strafen für die schlechten und schwachen Elemente im Kriege verschärft werden müssen, gaben wir gemäß dem ganzen Verfahren unserer Reichsleitung dem Wunsch unserer Volksvertreter nach, milderten die Strafen und untergruben weiter die Autorität der Vorgesetzten durch ein Übermaß von Amnestieerlassen. Unsere Feinde handelten im entgegengesetzten

¹⁾ Unser bis 1914 infolge des Wicterbautempos von 1908/11 stattlicher Zuwachs sank von 1915 ab infolge des 1912 einsetzenden Zweiertempos. Vgl. oben S. 199. Gleichzeitig kam der Riesenzuwachs der Engländer aus den Baujahren 1910/13 herein, den wir bei der Kürze der englischen Bauzeiten schon vom Frühjahr 1915 ab erwarteten, während er tatsächlich erst im Herbst 1915 den Umschwung zu unseren Ungunsten gebracht hat.

Sinn, ebenso wie wir im Jahre 1813 es taten. Als damals eine innere Auflösung unserer schlesischen Landwehren drohte, gingen wir sogar so weit, mit Blüchers Zustimmung die für die Stimmung der Freiheitskriege an sich anstößige Prügelstrafe wieder anzuwenden. In den von uns erlebten schwersten Tagen Deutschlands aber betätigte sich das zersetzende System unserer Regierung, im Krieg die Zügel zu lockern, auch innerhalb des militärischen Dienstes. Das Vorgesetztenpersonal erkannte wohl den Schaden, hatte sich aber den von oben kommenden Anordnungen zu fügen. Die Flottenleitung hat nach den Sabotageerscheinungen im Sommer 1917 vergeblich die Reichsleitung auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Berliner Krankheitsherd für Landesverrat auszubrennen. Den Ernst dieser Bewegung für die Marine hatte sie wohl auch noch nicht voll erkannt. Ich selbst, mit den Erfahrungen einer 51 jährigen Dienstzeit in der Marine, habe eine solche Meuterei, wie sie im Herbst 1918 tatsächlich eintrat, für völlig unmöglich gehalten.

Als 1917 die Führer der unabhängigen Sozialisten, statt, wie die Marine erwartet hatte, wegen Landesverrats angeklagt zu werden, durch Reichstag und Reichsregierung geschützt wurden und ihre teuflische Betätigung fortsetzen durften, war im Grunde das Ende der deutschen Macht zur See besiegelt.

Überall da, wo die Zentralstelle des Umsturzes keine Verbindung mit den Schiffsbesatzungen hatte, wie auf Schiffen in dem östlichen Teil der Ostsee, oder dort, wo diese gar unter Gefahren und schweren Verlusten in beständiger Fühlung mit dem Feind blieben, war die Moral ungebrochen. Große Schiffe in verhältnismäßiger Untätigkeit sind, wie die Seekriegsgeschichte aller Völker zeigt, schwer in Ordnung zu halten. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts verfiel die englische Flotte vor der Themse und im Kanal der Meuterei, so daß das Parlament mit den Meuterern verhandeln mußte. Während aber für jene Zeit schlechte Kost (zweifelhaftes Salzfleisch und Schiffszwieback, grausame und ziemlich willkürliche Prügelstrafen, zahlreiche Hinrichtungen usw.) eine gewisse Unterlage für den Aufruhr gaben, fehlte unseren Leuten jeder ernstliche Anlaß zur Beschwerde. Die Mehrzahl von ihnen wußte wohl nicht, was sie tat, während die Leiter der Bewegung die seelische Erschlaffung der Leute ausnutzten, um die Meuterei auf den großen Schiffen zum Ausbruch zu bringen.

Für die Aussichten des Kleinkriegs muß man, abgesehen von seiner grundsätzlichen Unrichtigkeit, auch stets berücksichtigen, daß wir gerade in den für den Kleinkrieg erforderlichen Streitkräften mit England niemals in Wettbewerb treten konnten. Die großen kolonialen Bedürfnisse Englands schließen dies aus. Unsere Flottenentwicklung war auch aus diesem Grunde auf die Schlacht konzentriert. Ferner war die Möglichkeit, daß eine Schlacht sich aus der englischen Initiative statt aus der unserigen heraus entwickelte, für uns gefährlich. Die Engländer brauchten nur einen Scheinangriff auf unsere Küsten zu unternehmen. Mit einem Angriff z. B. auf Borkum oder Sylt konnten sie uns leicht zur Schlacht zwingen. Für einen solchen Fall konnten sie ihre ganze Flotte einschließlich eines Teiles der Küstenstreitkräfte zur Stelle holen. Wir schlugen dann zwar in der Nähe unserer Häfen, aber gegen eine überwältigende Übermacht und an einem Ort, welcher durch Minen und Uboote für uns noch ganz besonders unsicher und daher ungünstig hätte gemacht werden können. Freilich haben die Engländer, wie sich gezeigt hat, die qualitative Überlegenheit unserer Flotte so richtig eingeschätzt, daß sie eine Schlacht nicht einmal unter so günstigen Umständen aufgesucht haben.

Die englischen Geschwader aber gewannen während der Kriegsjahre in dem großen Seeraum, der ihnen zu Gebote stand, an Seerewohnheit und Kriegserfahrung und glichen damit die anfängliche Überlegenheit unserer Schulung, die Frucht unseres Friedensfleißes aus, und erfüllten sich mehr und mehr mit dem Gefühl, die unbezwingliche englische Seegewalt der napoleonischen Kriege fortzusetzen.

Organisation, Ausbildung, Anschauungsweise und Geist unserer Flotte waren auf rasches Handeln und offensives Zupacken erzogen, wie das deutsche Landheer auf den Bewegungskrieg. Die Schlacht war unsere beste Chance. Die Engländer hofften, je länger je mehr, auch ohne Schlacht ihren Zweck zu erreichen. Uns lag es daher ob, sie zur Schlacht zu zwingen. Nur dann handelten wir politisch und strategisch richtig, wenn wir die Initiative an uns rissen. Durch ihre Nichtausnutzung verlor die Schlachtflotte die Rechtfertigung ihres Daseins. Sie büßte die Kraft, die sie in sich enthielt, ein, und enttäuschte die Hoffnungen der Nation wie ihre eigenen Erwartungen. Wären die Armee und die Diplomatie imstande gewesen, einen günstigen Ausgang zu erzielen, so war die Verkümmern der Seewaffe gewiß zu ertragen. Aber, wie im vorigen Kapitel

auseinandergesetzt wurde, war es eine verhängnisvolle Einbildung, welche die Wurzel des Kriegsverlustes wurde, daß die leitenden Persönlichkeiten wähten, ohne scharfe militärische und politische Front gegen England heil aus dem Krieg herauskommen zu können.

Die Ausichten einer modernen Seeschlacht sind schwierig zu beurteilen. Beim Abwägen der beiderseitigen Chancen wird leicht zu schematisch verfahren. Man vergleicht oft nur die Stärken nach den Schiffslisten, glaubt für beide Teile einen gleichen Abzug für reparaturbedürftige Schiffe machen zu müssen und bedenkt dabei nicht, daß der Teil, aus dessen Initiative heraus sich die Schlacht entwickelt, einen für sich günstigen, für den Gegner ungünstigen Moment wählen kann. Die zahlenmäßige Überlegenheit bleibt natürlich stets von Bedeutung, aber, wenn sie nicht übermächtig ist, kommen neben ihr in Betracht: Güte des Personals und Materials, Höhe der taktischen Ausbildung und Wert der Führer. Die meisten Seesiege der Welt sind von der Minderzahl erkämpft worden. Wenn die Flotten eine gewisse Größe übersteigen, wird es schwer, die Überlegenheit auf der Wasserfläche taktisch zur Geltung zu bringen, denn in der Hauptsache kämpft in der Seeschlacht doch Schiff gegen Schiff. Da es auf See kein Gelände gibt, Umflügelungen u. a. eine viel geringere Bedeutung haben als zu Land, spielt auch die zahlenmäßige Übermacht nicht dieselbe Rolle, wie die „größten Bataillone“ an Land. Das gleichzeitige Feuern mehrere Schiffe auf ein Ziel ist bei den heute möglichen großen Entfernungen von recht zweifelhaftem Nutzen, da es die artilleristische Beobachtung erschwert, und bedingt jedenfalls eine Vergeudung der spärlichen und während des Gefechtes nicht ersetzbaren Munition. Ferner hat sich bei allen Seegefechten des letzten Jahrhunderts die Erfahrung der Nelsonschen Zeit bestätigt¹⁾, daß im Gefecht gewöhnlich eine Krisis eintritt: von dem Augenblick ab, da ein Schiff einmal die Feuerüberlegenheit erlangt hat, sinkt die Kampfkraft seines Gegners jäh zum völligen Ende ab, während der Sieger, sofern er nur Überwasserverletzungen erlitten hat, ziemlich ungebrochen für neue Verwendung dasteht. So hat in den wenigen durchgeschlagenen Seeschlachten der modernen Zeit der Unterlegene alles verloren, der Sieger erstaunlich wenig gelitten, wie bei Vernichtung der spanischen Flotte vor St. Jago, der Schlacht von Tschusima, der Schlacht von Coronel.

¹⁾ Der englische General Archibald Douglas A treatise on Naval Gunnery 1829. Tirpitz, Erinnerungen

Auf diese Weise braucht die kleinere Flotte, wenn nur ihre einzelnen Schiffe einen höheren inneren Wert haben, in gewissen Grenzen auch dem an Zahl stärkeren Feind gegenüber nicht zu verzagen. Das Bewußtsein der Überlegenheit im einzelnen Schiff ist deshalb die Grundlage für den Geist der ganzen Flotte. Wer will beurteilen, wie das Ende der Schlacht von Skagerrak verlaufen wäre, wenn die Nacht nicht dazwischen kam. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß bei den großen Entfernungen, auf welche die Engländer das Gefecht zu führen vorzogen, ihre Geschütze nur etwa siebenzig Schuß, die unserigen dagegen sehr viel mehr aushielten, ohne ihre Trefffähigkeit stark einzubüßen. Nach der Schlacht ging durch unsere Flotte das klare Gefühl der Überlegenheit.

Was unsere Seekriegsführung in der ersten aussichtsreichen Zeit lähmte, war nächst den bekannten politischen Hemmungen das Prestige Englands zur See, das auch auf unsere Marine wirkte, wenigstens bei manchen älteren Offizieren, die sich und unsere junge Marine nicht richtig einschätzten. Das schon im Frieden beliebte und teilweise von oben begünstigte Mörgeln am Material unserer Flotte wirkte nicht günstig auf eine Latkraft, die über die erhaltenen Direktiven hätte hinausgehen müssen. Man sei in diesem Punkte gerecht und vergleiche die Lage der Marine vom Jahr 1914 nicht mit derjenigen der Armee von 1870, welche durch die 1864 und 1866 als vorangegangene Prüfung das volle Bewußtsein ihrer Kraft und die Kenntnis, den richtigen Führer zu besitzen, hatte.

Wie außerordentlich schwierig war auch die Lage für den Flottenchef. Er sollte nur unter günstigen Bedingungen eine Schlacht wagen. Unsere ungünstige seestrategische Lage erschwerte aber sehr, sie zu erkennen, während wir aus den Funkmeldungen der Engländer entnehmen konnten, daß der Feind stets unterrichtet war, sobald größere Streitkräfte von uns auch nur die Flußmündungen verließen. Die Möglichkeit, auf eine ungünstige Gelegenheit zu stoßen, war somit gegeben. Auf eine erhebliche numerische Überlegenheit des Feindes mußte man stets gefaßt sein. Dabei konnte der Flottenchef von seiner lokal begrenzten Stelle die politisch-militärische Lage und damit die Notwendigkeit, in gegebener Zeit zur Schlacht zu kommen, nicht übersehen. Ebensovienig wie die allgemeinen Folgen einer Niederlage, mit deren Möglichkeit er doch zweifelsohne auch rechnen mußte. Von dieser Verant-

wortung hätte er daher grundsätzlich entlastet werden müssen. Auf diese Frage werde ich noch zurückkommen.

So wie politisch der Kanzler, der Kabinettschef und der Admiralstabschef die Lage auffaßten, waren sie Gegner einer offensiven Tätigkeit unserer Flotte gegen England. Sie konnten sich erhöhte Geltung verschaffen durch die Rücksicht, die man auf die russische Flotte nehmen zu müssen glaubte. Mein Grundgedanke drang nicht durch, daß man die Kräfte jederzeit zu einem Hauptschlag, sei es gegen den Hauptfeind oder einmal dazwischen gegen einen Nebenfeind, möglichst geschlossen zusammenhalten mußte. Es sind in der ganzen ersten Zeit ohne wirklichen Nutzerfolg erhebliche Kräfte der Flotte für die Ostsee abgesplittert worden, jedoch kaum jemals so große, daß sie dort einen entscheidenden Schlag hätten führen können. Aus dem Gefühl heraus, daß doch etwas geschehen müßte, wurden verschiedene Unternehmungen bis in die Nähe des Finnischen Meerbusens unternommen, die sich aber stets als Luftstöße erwiesen und die Versammlung unserer Kräfte in der Nordsee verzögerten oder unterbrachen. Die Beschäftigung mit Ostseefragen ging bei den Gegnern einer gegen England zu suchenden Seeschlacht soweit, daß die Auffassung an mehreren Stellen Platz griff, den Schwerpunkt der Flotte überhaupt in die Ostsee zu verlegen. Sie fand u. a. den Beifall des Kabinettschefs. Für mich wäre dies nur dann in Frage gekommen, wenn wir in der Nordsee keine Aussicht mehr hatten, die Engländer zum Schlagen zu bringen. Dann konnte der alte Stoschische Operationsplan in der Weise aufleben, daß wir durch einen ganz großen Schlag gegen Rußland in Gemeinschaft mit der Armee dieses zum Sonderfrieden geneigter machten bzw. die Engländer verlockten, ihm mit ihrer maritimen Hauptmacht zu Hilfe zu eilen¹⁾.

¹⁾ Ich erwähne hier, daß wir bei Kriegsausbruch eine Abmachung mit Dänemark getroffen hatten, wonach der große Belt unter dänischer Gewähr für alle Kriegsführenden geschlossen werden sollte. England erkannte aber das Recht Dänemarks hierzu garnicht an und die schwachen dänischen Beltsperrern wären, wenn die Engländer in die Ostsee dringen wollten, unschwer überrannt worden. Diese in den ersten Kriegstagen leider auch von mir gebilligte Abmachung wurde für uns zum Nachteil, weil wir glaubten, die Rücksicht auf Dänemark auch im weiteren Kriegsverlauf einhalten zu sollen, während sie uns hemmte, unsere unglückliche seestrategische Lage in der deutschen Bucht durch Ausnutzung des Kattegats und Skagerraks zu verbessern.

Ich habe in der ganzen ersten Kriegszeit gegen die Entfremdung der Flotte von ihrem großen Ziel und Zweck angekämpft. Das brave Personal der Flotte wußte nicht, wie häufig ich mich einsetzte, um der strategischen Offensive Geltung zu verschaffen. Der größte Teil des Offizierskorps spürte das Verhängnis wohl. Der Kaiser sah sich veranlaßt, den Zweifel der Flotte, ob die Seekriegführung auf dem richtigen Wege sei, verschiedentlich auch durch Ansprachen zu beschwichtigen. Am 7. September 1915 erging eine Kabinettsorder gegen die „unrichtige und Verstimmung erweckende Auffassung der ganzen Lage der Marine“¹⁾. Der Kaiser mahnte, „den Geist freudiger Pflichterfüllung hochzuhalten auch dort, wo bisher keine Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung vor dem Feinde war oder sie nach menschlichem Ermessen nach der ganzen Kriegsgestaltung überhaupt nicht eintreten wird... Gerade bei den äußerst verwickelten Verhältnissen dieses Krieges muß von den Offizieren Vertrauen in die Oberste Kriegsleitung verlangt werden, die in Abwägung aller militärischen und politischen, sich dem Blick der Allgemeinheit mehr oder weniger entziehenden Faktoren entscheidet, wo vorgegangen wird und wo zurückgehalten werden muß...“ Die Order bezeichnet es dann weiter als „schweren politischen Fehler“, die Flotte angesichts der strategischen Verhältnisse in der Nordsee unter von vornherein ungünstigen Verhältnissen einzusetzen, und schließt nach einem Verbot an die Offiziere, sich über den Ubootskrieg ein Urteil anzumessen, mit den Worten: „Ich verlange damit in letzter Linie die pflichtmäßige Unterordnung unter Meinen Willen als Oberster Kriegsherr, der Ich die schwere Verantwortung für die Zukunft des Reiches trage und von dem gerade die Marine überzeugt sein sollte, daß er glücklich sein würde, sie hemmungslos dem Feind entgegenwerfen zu können.“ Die Tragik im Verhalten des Kaisers bricht mit den letzten Worten hervor. Wer, um den englischen Löwen nicht zu reizen, dem Kaiser das dem Geist dieses Weltkrieges widersprechende Inbannschlagen der Flotte angeraten hatte, übersah wohl, daß dieser Standpunkt das eigene Wert

¹⁾ Ich führe den wesentlichen Inhalt dieser Kabinettsorder im Wortlaut hier an, weil sie, tendenziös abgekürzt, von gewissenlosen Zeitungsschreibern als Beweis für den schlechten Geist in der Flotte benützt worden ist. Das Gegenteil ist der Fall; die Order ist veranlaßt worden, weil die Berater des Kaisers glaubten, den überschäumenden Kampfgeist der Flotte zügeln zu müssen.

des Kaisers zerstören mußte. Wie konnte man eine Flotte bauen, ohne sie im Lebenskampf des Volkes einzusetzen! Wie konnte man andererseits jene Politik machen, die Bethmann im Juli 1914 betrieb, außer im Vertrauen auf ein seemächtiges Deutsches Reich!

Bei jedem sich bietenden Anlaß habe ich meine dem Geist dieser Kabinettsorder widersprechende Auffassung mündlich oder schriftlich dem Chef des Admiralstabes mitgeteilt. Ähnliche Dokumente dem Kaiser unmittelbar einzureichen, erschien mir aussichtslos und hätte als Überschreitung meines Ressorts die Spannung nur verschärft. Ich vereinsamte mehr und mehr. Schon im Spätherbst 1914 wagten mir wohlgesinnte Persönlichkeiten aus der nächsten Umgebung des Kaisers mich nur noch nach eingetretenem Abenddunkel in meinem Quartier aufzusuchen, um sich keinen Mißdeutungen auszusetzen.

Die Empfindlichkeit des Admiralstabschefs hatte mich davon abgehalten, mit dem Chef der Hochseeflotte Ingenohl, einem persönlich tapferen und ritterlichen Manne, unmittelbare Fühlung zu nehmen. Erst der Eindruck, den ich am 25. Oktober in Wilhelmshaven von der Arbeitsweise des Flottenkommandos empfing, verstärkte meine Bedenken darüber, ob das bisherige untätige Verhalten der Flotte lediglich auf die vom Hauptquartier erhaltenen Weisungen zurückzuführen wäre. Nach der Besprechung mit mir erwirkte sich Ingenohl die Erlaubnis des Kaisers zu einem Vorstoß auf Yarmouth, den er am 3. November ausführte. Dies und ein hoffnungsvoller Brief Ingenohls vom 9. November, worin er mir sein Vertrauen auf die Flotte im Fall eines Zusammenstoßes mit den Engländern, das er von solchen Vorstößen erwartete, kundgab, gab mir die nächste Aufgabe, ihm tunlichste Freiheit des Handelns zu verschaffen. Das Kabinett stand damals wohl mit Recht noch auf dem Standpunkt, daß ein Wechsel in der Person des Flottenchefs mindestens verfrüht wäre. Erst der Verlauf der späteren Vorstöße vom 12. Dezember und besonders vom 24. Januar 1915 veranlaßten die Ablösung Ingenohls, an dessen Stelle Pohl trat. Dieser Personenwechsel, bei welchem der Kabinettschef ein Benehmen mit mir geflissentlich vermied, löste innerhalb der Marine eine Bewegung aus, welche darin gipfelte, die verschiedenen anordnenden Stellen der Marine vereinigt in eine Hand mit entsprechender Machtbefugnis zu legen.